MATERIALMAPPE

GELBES GOLD

Schauspiel von Fabienne Dür

**„ES REICHT NICHT, GUT ZU SEIN
DU MUSST ES AUCH ALLEN ANDEREN
INS GESICHT SCHEISSEN
ABER FREUNDLICH SONST IST DAS
UNSEXY“**

Einleitung

Liebe Leser*innen,

Wir hoffen Sie hatten einen anregenden Theaterbesuch!
Hier nur kurz ein paar Worte, zur Einordnung und Erklärung der Materialmappe.
Fabienne Dürs Stück ist eine sehr vielfältige Geschichte, die ganz unterschiedliche Lebensrealitäten und die damit verbundenen Probleme und Fragestellungen thematisiert. So gelingt es ihr, dass sich ganz viele unterschiedliche Menschen in ihrem Stück wiederfinden und jede*n Besucher*in auf seine ganz eigene Art beschäftigen, unabhängig von Sozialer Herkunft oder ihrer Generationszugehörigkeit.
Diese Mappe enthält unterschiedliche Materialien zur inhaltlichen Auseinandersetzung mit dem Stück „Gelbes Gold“, die während der Recherchearbeiten gesammelt und in den Inszenierungsprozess mit einbezogen wurden. Die Mappe soll also dazu einladen, sich persönlich mit den im Stück vorkommenden Themen auseinander zu setzten und sich im Nachhinein gemeinsam auszutauschen. Die Aufgaben und Fragestellungen dienen zur Inspiration und zeigen Möglichkeiten auf, wie man sich mit dem Stück auseinander setzten kann.
Im ersten Teil wird aus unterschiedlichen Begleitmaterialien zitiert. Die Sammlung der Texte finden sie am Ende der Mappe.

Viel Spaß bei der Bearbeitung!

IMPRESSUM
Herausgeber: Vagantenbühne Berlin | Kantstraße 12a | 10623 Berlin | Künstlerische Leitung, Geschäftsführung: Lars Georg Vogel | Redaktion: Lisa Schiefelbein, Lea Mantel, | Gestaltung: Lisa Schiefelbein | Email: l.schiefelbein@vaganten.de

Inhalt

Figurenkonstellation

Normfamilie

Chancengerechtigkeit

Identität

Bücher vs. manuelle Arbeit

Gesellschaftlicher Druck und Rollenbilder

Blau

Pommesorakel

Material

„Stimmt das, was Maike sagt?“
Figurenkonstellation

Ana: weißt du, vielleicht findest du sogar das perfekte Rezept,
vielleicht geht der Laden hier durch die Decke und die Leute
kommen von überall her, (...)das wird sicher toll
aber alles um dich rum hast du dann wahrscheinlich verloren,
weil immer alles an zweiter Stelle steht, nach deinem scheiß
gelben Gold
aber vielleicht ist das dann einfach Schicksal

Juli: komm schon: zwei Zimmer, Küche, Balkon, Zigaretten am
Gasherd anzünden, nur ein Bett

Juli: meinst du, das trifft dich nicht genauso? meinst du, du
wirst davon verschont, nur weil du fleißig Lügen streust?

Mimi: guck einer an,
der feine Herr benutzt den ganzen Namen

Mimi: Wann wollte die Kleine hier sein? Hat sie was gesagt?

Die unterschiedlichen Beziehungen der Figuren zueinander, spielen in dem Stück eine zentrale Rolle. Zeichnen Sie eine Figurenkonstellation. Beschriften Sie die Pfeile und ordnen sie die Zitate den jeweiligen Beziehungen zu.

Was denken die Figuren übereinander? Wie stehen sie zueinander? Welche Charaktereigenschaften würden sie ihnen zuschreiben? Was haben sie eventuell in der Vergangenheit miteinander erlebt? Gibt es eine oder auch mehrere Figuren, in denen sie sich in gewisser Weise selbst wieder erkennen?

„manchmal bist du wie deine Mutter“

Normfamilie

Meine Großmutter heiratete ihren neuen Partner nie und ließ sich auch nie von dem Mann scheiden, den sie 1946 in Reims geheiratet hatte. Er starb irgendwann Ende der Siebziger oder Anfang der Achtziger, als sie ihn schon eine Ewigkeit nicht mehr gesehen hatte. Als Jugendlicher und junger Erwachsener schämte ich mich für diese »wilde« Familiensituation.
Ich log über das Alter meiner Mutter und Großmutter, weil ich verschleiern wollte, dass Letztere schon mit siebzehn ein Kind bekommen hatte. Ich redete so, als sei mein »Großvater« tatsächlich der zweite Ehemann meiner Großmutter ... Wir alle unterliegen dem Einfluss der sozialen Ordnung. Diejenigen, die immer alles fein säuberlich »geregelt« haben wollen und die überall um den »Sinn« und den »Halt« des Ganzen besorgt sind, können sich auf die Kraft der Normen verlassen, die sich in unser Bewusstsein einschreiben, weil wir sie zusammen mit den Regeln der sozialen Welt erlernen. Dass wir diesen Normen verhaftet bleiben, liegt auch an der Scham oder sogar Schande, die wir empfinden, wenn das Milieu, in dem wir uns bewegen, mit der rechtlich und politisch sanktionierten Ordnung nicht übereinstimmt. Obwohl sie mit der Lebensrealität nichts zu tun hat, wird die familiäre Norm der Normfamilie von einer ganzen Kultur als erstrebenswertes Ideal und zugleich einzig lebbares Modell hingestellt.

HIER KLICKEN

Würden Sie dem Autor zustimmen, dass es gesamtgesellschaftlich eine Art Normfamilie und den damit verbundenen Druck dieser zu entsprechen gibt? Wenn ja wie sieht diese aus?

In welchen Situationen haben sie sich schon mal für ihre Familie geschämt und warum?

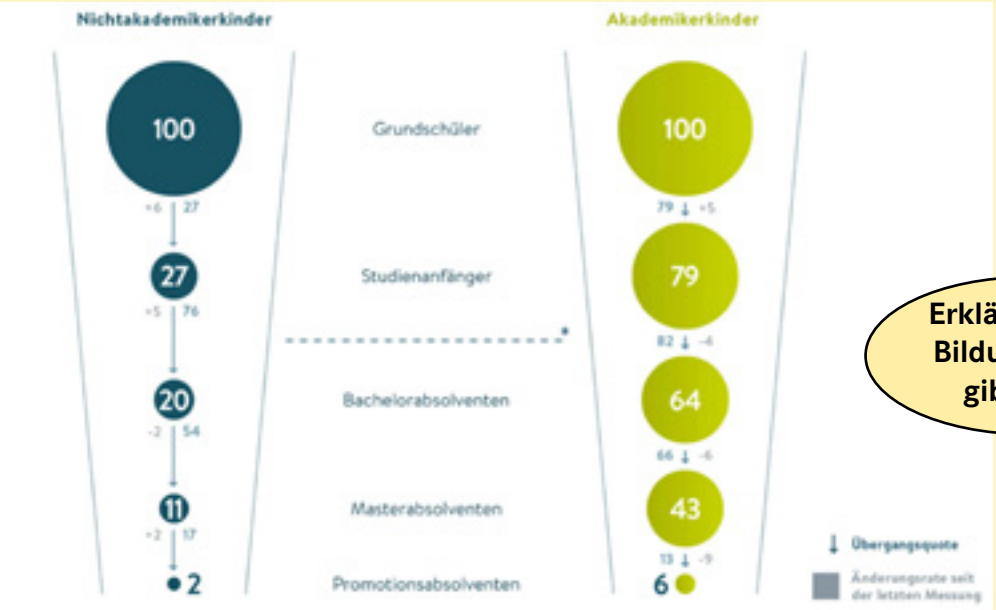
„Hier, im Halbdunkel der Garage, mit einem Werkzeug in der Hand, hätte Carl beginnen können zu reden, sich anzuvertrauen, plötzlich schien das möglich, hier war die Lücke, nur dafür vorgesehen. Er hätte erzählen können, was mit ihm geschehen war im vergangenen Jahr (widerfahren war das alte, genauere Wort). Die Trennung von H. und warum er nicht mehr zum Studium gegangen war und weshalb er sich verkrochen hatte vor der Welt.
Sicher, alles hätte er nicht erzählt. Der Versuch mit den Tabletten. Klinikum Kröllwitz. Die leeren Tage.
Er stellte es sich vor: ein besorgtes Vatergesicht, aber kein Vorwurf; ein Nicken, eine Pause“

HIER KLICKEN

Ana: „er sollte fragen, was los ist, nicht ich. er sollte fragen, ob es mir gut geht und mir ins Gesicht fassen und eine Wimper wegreiben oder so
meine ganze Kindheit steckt da drin
alle guten Erinnerungen, alles, was je gut war“

Auch Ana hat das Bedürfnis, sich ihrem Vater anzuvertrauen und schafft es erst ganz zum Schluss. Was könnten Gründe dafür sein, dass es ihr so schwerfällt? Kennen Sie ähnliche Situationen mit ihren Eltern?

„Vom Tellerwäscher zum Millionär“
Chancengerechtigkeit



Chancengerechtigkeit im Bildungstrichter

Erklärungen zum Bildungstrichter gibt es hier!

Ana: meine Güte, du kannst dir hundert Versuche und Fehler erlauben. es ist egal. du kannst ein Jahr nur Girlanden basteln. wenn dir das Geld ausgeht, rufst du eben kurz Mama an und das nächste Jahresgehalt ist auf dem Konto
ist doch so
Juli: naja–
Ana: deine Eltern haben dir ein Haus geschenkt!
Juli: das wär eh irgendwann meins
Ana: toll
ich krieg ne Pergamentrolle mit dem Familienrezept fürs gelbe Gold
Juli: ich kann nichts dafür, dass Fritz dich nicht unterstützt

Welche Situationen sind ihnen auf ihrem Bildungsweg begegnet in denen ihnen nicht die gleichen Bedingungen gegeben waren, wie ihren Mitmenschen z.B. Mitschüler*innen?

Sammeln sie Anas Beweggründe für ihr Wegziehen und ihre aktuelle Rückkehr.

Ana: ich erinnere mich nicht, ob ich das jemals wirklich wollte,
ich habe bloß Pläne aufgeschrieben und sie vom Papier weg gelebt“

Kennen sie den Wunsch, den Ort oder die Menschen, mit denen sie aufgewachsen sind, verlassen zu wollen?

Ana: du wärst nie mitgekommen
Juli: doch
Ana: nein
Juli: dann hättest du mich eben zwingen müssen. das hätte mir einiges erspart
Ana: ist das jetzt meine Schuld?
Juli: man geht nicht einfach so
Ana: ich hab dir geschrieben
Juli: eine scheiß SMS!

„Ich war ein Egoist. Ich wollte mich selbst retten und sah nicht, warum ich auf die Folgen meiner Flucht - ich war zwanzig! - irgendeine Rücksicht nehmen sollte. Meine beiden jüngeren Brüder durchlebten eine ähnliche Schulzeit wie der ältere. Weil sie es mussten, gingen sie mit elf aufs Collège (...)
»Schule war nichts für mich«, hat mir neulich einer von ihnen geschrieben, nachdem ich ihm per E-Mail einige Fragen gestellt hatte, die mir für die Recherche zu diesem Buch wichtig waren. Keiner der beiden hat Abitur gemacht.“

HIER KLICKEN

Inwiefern könnte man Ana als Egoistin bezeichnen, weil sie Juli und Fritz allein gelassen hat? Wäre es für Juli oder Fritz besser gewesen, wenn Ana nicht gegangen wäre? Inwiefern hätte es die Situation verändert? Wie hätte Anas Leben ausgesehen, wenn sie geblieben wäre?

Ein Satz aus John Edgar Widemans Bruder und Hüter bringt meine Gefühle für ihn ziemlich perfekt auf den Punkt: »Mein Erfolg bemaß sich an der Distanz, die ich zwischen ihn und mich legen konnte.« Genauso war es. Indem er mir ein Gegenbeispiel lieferte, war mein Bruder mein Maßstab.
Schlussfolgerung, die er in Bezug auf seinen Bruder zieht, ist denkbar knapp: »Deine Welt. Das Schwarzsein, das mich belastete. « Dieselben Wörter, dieselben Sätze kann auch ich verwenden, um zu beschreiben, wie ich meinen Bruder damals wahrnahm: Deine Welt. Die Arbeiterkultur und »Armutskultur«, die mich belastete und von der ich fürchtete, sie könne auch nach meiner überstürzten Flucht an mir haften. Ich musste den Teufel austreiben, der sich in mir eingenistet hatte, dafür sorgen, dass er meinen Körper verließ. Oder ihn unsichtbar machen, damit niemand seine Gegenwart spürte. Dies sollte sich für Jahre als eine Aufgabe erweisen, mit der ich in jedem einzelnen Moment meines Lebens beschäftigt war.

Womit charakterisiert sich Anas „Teufel“? Wollte Ana einfach nur so wenig wie möglich wie ihr Vater sein, sodass sie ihre Ziele nur darauf aufgebaut hat? Und falls ja, könnte das eventuell mit ihrer aktuellen Orientierungslosigkeit zusammenhängen?

„ein Mensch kann sich nur begrenzt oft neu erfinden“

Identität

„Diebetz arbeitet hier auch deshalb so gern, weil er hier das Sagen hat.
Hier entscheidet er, wann welches Boot zuerst hineinfährt und wo es festgemacht wird.
Hier hat er Kolleg:innen, die ihn anrufen und ihn um Rat bitten.
Hier hat er zwei Schmetterlinge aus Blech an das Fenstergitter seinen Büros angebracht und eine eigene Kaffeemaschine hineingestellt.
Hier kennt man ihn
Hier ist er wer.“

HIER KLICKEN

Diebetz, ein Arbeiter aus Eberswalde erzählt in dem oben zitierten Artikel, aus seinem Leben. Auch für ihn spielt sein Beruf eine sehr zentrale Rolle und er identifiziert sich mit ihm, um in gewissermaßen einen „Rahmen“ zu haben. Seine Geschichte weißt gewisse Gemeinsamkeiten mit Fritz Schicksal auf.
Inwiefern kann man die Lebensgeschichten der beiden Personen miteinander vergleichen?
(Hier für ist es wichtig den ganzen Text zu lesen)

Ana: seit wann nennen dich eigentlich alle Fritz?
Fritz: na wegen der Pommes Frites
Ana: stört dich das nicht?
Fritz: früher hatte ich gar keinen Namen
Ana: mich würde das stören
Fritz: was ist so schlimm daran, wie ich bin, dass alle meinen, mich ändern zu müssen? Manchmal bist du wie deine Mutter

Kennt ihr aus eurem eigenen Umfeld ähnliche Geschichten, die ihr Teilen wollt oder das Gefühl, dass eine Tätigkeit, ein Beruf, ein Talent, oder eine Eigenschaft euch so sehr ausmacht, dass ihr euch ohne sie verloren oder orientierungslos fühlen würdet?

Chor:
- der kann nichts anderes mehr sein
- ein Mensch kann sich nur begrenzt oft neu erfinden
- der bleibt jetzt so
- der passt nirgends mehr hin
- traurig sowas
- das ist sein Ruin. beruflich wie privat
- also wenn mir in dem Ausmaß der ganze Lebensmittelpunkt weggetreten wäre, ich würd auch zum Bahndamm

Deshalb bedeutet die Rückkehr in ein Herkunftsmilieu, aus dem man hervor und von dem man fortgegangen ist, immer auch eine Umkehr, eine Rückbesinnung, ein Wiedersehen mit einem ebenso konservierten wie negierten Selbst. Es tritt dann etwas ins Bewusstsein, wovon man sich gerne befreit geglaubt hätte, das aber unverkennbar die eigene Persönlichkeit strukturiert: das Unbehagen, zwei verschiedenen Welten anzugehören, die schier unvereinbar weit auseinanderliegen und doch in allem, was man ist, koexistieren. Eine Melancholie, die aus einem »gespaltenen Habitus« erwächst, um diesen schönen und kraftvollen Begriff Bourdieus aufzugreifen. Dieses unterschwellige, diffuse Unbehagen, und mit ihm eine noch stärkere Melancholie, drängt genau dann an die Oberfläche, wenn man glaubt, es hinter sich gelassen oder zumindest neutralisiert zu haben. Diese Gefühle waren nie ganz weg, und man entdeckt dann, oder besser, man entdeckt wieder, wie sie, tief in unserem Selbst verkrochen, in uns arbeiten und auf uns wirken. Kann man ein solches Unbehagen jemals überwinden? Kann man der Melancholie

HIER KLICKEN

Was sind ihre Gedanken zu der Frage, die sich Eribon am Ende des Textes stellt? Wie würden sie, die Frage beantworten?

Kennen sie das Gefühl sich zwei oder mehr unterschiedlichen Welten angehörig zu fühlen?

„die öffnet sich nicht dem Proletariat“

Bücher vs. manuelle Arbeit

„Die Liebe zu Büchern, das Schreiben und Lesen von Büchern schließen praktische Tätigkeiten nicht aus. Diese Erkenntnis ließ einen sorgsam konstruierten Teil meiner Persönlichkeit kollabieren. Was ich so lange als fundamentale, klassenbedingte Opposition wahrgenommen hatte (Bücher vs. manuelle Arbeit) war bestenfalls für mich selbst und meine eigene Geschichte konstitutiv gewesen.“

HIER KLICKEN

Empfinden sie auch eine gewisse Trennung dieser Bereich? Wenn ja, woher könnte diese Wahrnehmung kommen?

Entsteht bei Ihnen im Kopf eine Wertung der hier gegenüber gestellten Bereiche?

Was tun gegen Vorurteile und Klischees?

1: Sie erkennen. Und erkennen, dass wirklich niemand frei davon ist. Jeder Mensch hat über Personen aus anderen Gruppen deutliche Urteile, die nie auf alle Mitglieder dieser Gruppen zutreffen. Wenn dir das bewusst ist, hast du den größten Schritt schon getan.

2: Versuche darauf zu achten, dass deine Vorurteile nicht dein Verhalten bestimmen. Vorurteile dürfen nicht dazu führen, dass andere Menschen diskriminiert werden. Achte außerdem darauf, dass du deine eigenen Vorurteile nicht verbreitest.

3: Widersprich! Widersprich, wenn in deinem Umfeld jemand andere Menschen verletzt, ganze Gruppen beleidigt oder versucht, sie aufgrund eines Vorurteils in eine bestimmte Ecke zu stellen. Geh aktiv dagegen an! Widersprich in deinem eigenen Bekannten- und Freundeskreis, widersprich in den sozialen Medien.

Weitere Informationen hier!

Welche Klischees verbinden sie mit Student*innen und Arbeiter*innen?

Fritz: wie läuft es in der Uni?
Ana: noch eine Prüfung
Fritz: das ist doch gut
Ana: –
Fritz: genieß das mal, so viel Freizeit hast du später nie wieder
Ana: ich arbeite sechzig Stunden die Woche

»Ich hab ein Gedicht gelernt«, und begann es für sie aufzusagen. Ich kann es immer noch: »I wish you a merry Christmas, a horse and a gig, and a good fat pig, to kill next year.« Der Ärger, ja Zorn stieg so schnell in ihr auf, dass sie mich nicht einmal ausreden ließ. »Du weißt doch ganz genau, dass ich kein Englisch kann«, schrie sie, »sofort übersetzt du mir das!« Dachte sie, ich wollte mich über sie lustig machen? Sie erniedrigen? Eine Überlegenheit demonstrieren, die schon aus ein paar Monaten Gymnasium resultierte? Ich übersetzte das Gedicht. (...)
In diesem Wutausbruch kam die ganze Frustration meiner Mutter über ihren verhinderten Bildungsweg zum Vorschein

HIER KLICKEN

Fritz: das ist nicht vorbei, wenn ich hier abschließ, das trag ich immer mit, hier (Kopf) und hier (Herz)

Glauben sie Fritz ist eigentlich frustriert über seinen eigenen Bildungsweg?
Erinnern sie sich an Stellen im Stück an denen dies deutlicht wurde? Glauben sie es war sein Traum Pommes zu verkaufen oder was könnten andere Träume und Ziele von ihm gewesen sein?

Chor: da musste schon wer sein - die öffnet sich nicht dem Proletariat

Wie zutreffend schätzen sie diese Aussage ein? Fühlt sich Ana wirklich, als wäre sie „Etwas Besseres“ Wie glauben sie ist es für Ana, die erste Person aus ihrer Familie zu sein, die studiert?

„wird man wohl fragen dürfen“
Gesellschaftlicher Druck und Rollenbilder

Chor:
- die Frau Heubusch kriegt jeden Tag Besuch von einem anderen Mann
– jeden Tag ein anderer
- zwischen zwölf und eins
- wenn die Kitakinder Mittagsschlaf machen
- jeden Tag ein anderer?
- und die Kinder nebenan
- die Männer gehen da aus und ein wie – mir fällt kein Beispiel ein
– nichtschlimm
- die Frau Heubusch
- ist schwanger geworden von wem
- einem von hier
- hats wegmachen lassen
- aber Kindergärtnerin sein, ja guten Morgen

Mimi:
lass mich!
ich geh jetzt hoch und ins Netz und dann such ich uns eine Wohnung, damit ich nicht auf der Straße sitzen muss, wenn du es nicht hinkriegst
LASS DAS DEN FRITZ MACHEN, LASS DAS DEN FRITZ MACHEN, SONST FÜHLT ER SICH GEKRÄNKT SO ALS MANN UND OBERHAUPT
ein Scheiß!

Welche Gemeinsamkeiten haben Mimi und Juli? Inwiefern leiden beide von ihnen unter dem gesellschaftlichen Druck der auf Frauen ausgeübt wird?

Oh Gott, ja, es war furchtbar. Er hat mich angeschrien, war schrecklich grob. Am nächsten Tag sagte die Krankenschwester: „Warum haben Sie ihm denn nicht gesagt, dass Sie Studentin sind? Er schämt sich sehr, dass er so mit Ihnen umgegangen ist.“ Als ob ich in so einem Moment auf die Idee kommen würde, das zu erwähnen. Als ob es eine Rolle spielt. Er dachte wohl, ich sei Fabrikarbeiterin und es geschehe mir recht.

HIER KLICKEN

Welche Klischees sind mit Schwangerschaft verbunden? Welche Rolle spielt dabei die soziale Herkunft?

Hier geht es noch zu einem spannenden Text zum Thema Lästern, der für Euch auch interessant sein könnte.

Fritz:
das mit dem Laden kann ich nicht kontrollieren das mit der Wohnung nicht
dass die Mimi bei mir bleibt ob ich etwas esse schon ich geh spazieren!

Wie interpretieren sie Fritz Aussage?
Inwiefern leidet auch er unter gesellschaftlichen Erwartungen und Rollenbildern?
Kennen sie das Gefühl bestimmten Rollenbildern gerecht werden zu müssen?
Welche gesellschaftlichen Rollenbilder fallen Ihnen ein und welche werden auch im Stück thematisiert?

Ana:
ich renne jede Nacht Treppen hinauf
zwei Stufen auf einmal
alle anderen fahren Fahrstuhl, ich pass nicht mehr rein
sie sind überrascht, dass ich mitfahren will immer sind alle überrascht
ich muss nur im ersten Stock ankommen es muss nicht gleich Rooftop sein
aber nach jeder Runde ende ich im Erdgeschoss ewig bleibt alles nur Möglichkeit
ewig Annäherung
ewig Mittelmaß
was ist so schlimm am Mittelmaß?
ich muss da durch
nur noch da durch
und dann, dann irgendwann zahlt es sich aus ich bin gut
also Zähne zusammen und immer wieder wiederaufstehen immer weiter weitermachen
es reicht nicht, gut zu sein
du musst es auch allen anderen ins Gesicht scheißen
aber freundlich sonst ist das unsexy
und irgendwann zahlt es sich aus
vielleicht ist das das Meiste, was ich je erreichen werde vielleicht ist es besser, jetzt aufzuhören
noch könnte ich groß sein
noch bin ich nicht gescheitert
wenn ich jetzt aufhöre, hör ich auf mit Potenzial nicht mit Versagen
ich muss nur Kraft schöpfen
Zähne zusammen und immer weiter weitermachen ich bin ja noch jung
ich hab ja alles vor mir
ich muss nur in den Zug
nur in den Zug und durch das Examen
Mittelmaß ist hässlich. niemand will Mittelmaß sein
ich muss nur Kraft schöpfen, nur noch ein wenig weiter Kraft schöpfen ich steige nicht ein

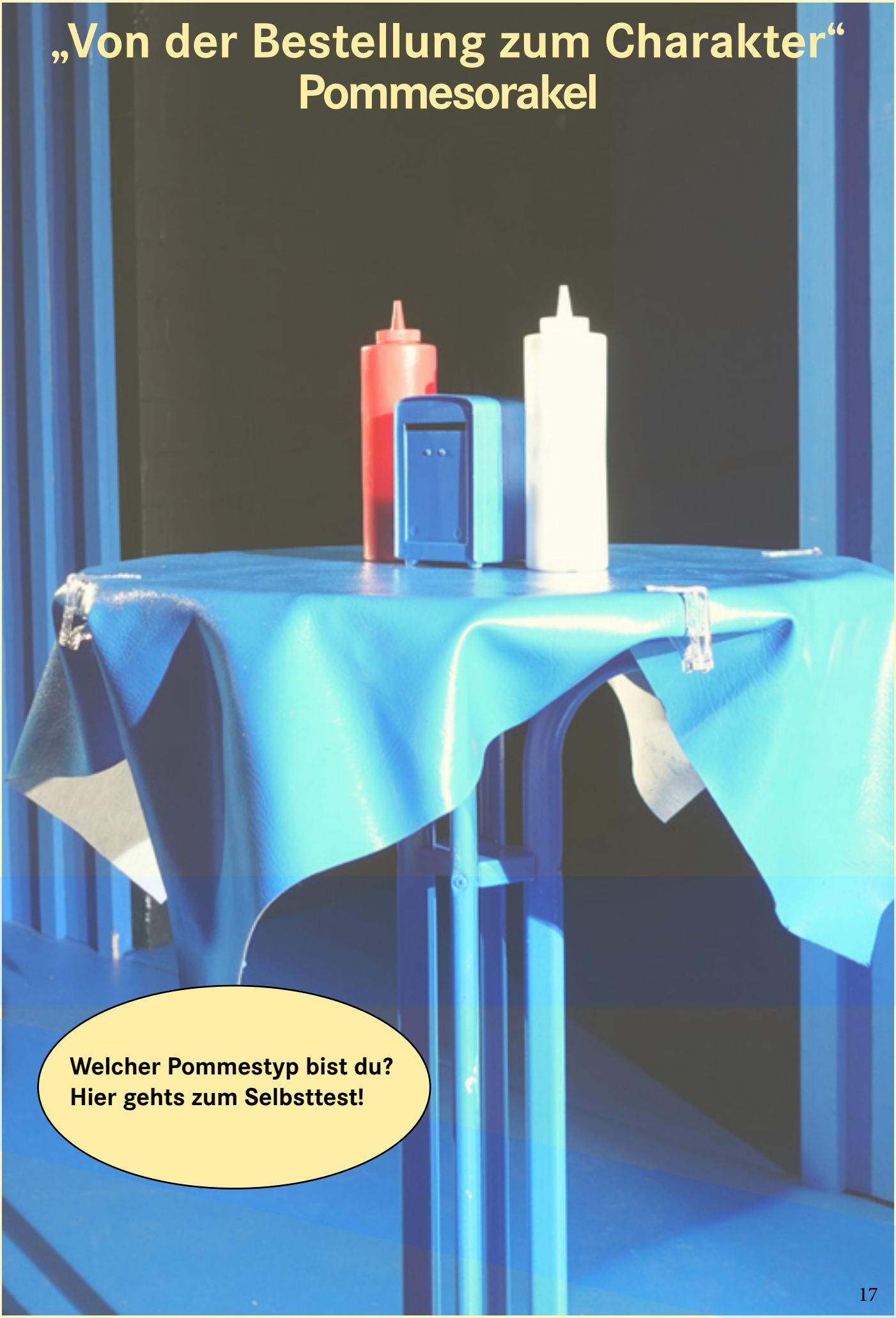
Schreiben sie einfach drauf los. Was sind ihre ersten Gedanken, die ihnen in den Kopf schießen, wenn sie Anas Monolog jetzt noch mal lesen. Es müssen keine ganzen Sätze sein. Einfach ohne groß nachzudenken. Intuitiv.

BLAU

Was verbinden sie mit der Farbe blau?

Stellen sie sich vor, sie wären für das Bühnenbild zuständig gewesen. Wie hätten sie es gestaltet?

„Von der Bestellung zum Charakter“
Pommesorakel



Welcher Pommestyp bist du?
Hier gehts zum Selbsttest!

Rückkehr nach Reims - Didier Eribon

Die Spuren dessen, was man in der Kindheit gewesen ist, wie man sozialisiert wurde, wirken im Erwachsenen- alter fort, selbst wenn die Lebensumstände nun ganz an- dere sind und man glaubt, mit der Vergangenheit abgeschlossen zu haben. Deshalb bedeutet die Rückkehr in ein Herkunftsmilieu, aus dem man hervor- und von dem man fortgegangen ist, immer auch eine Umkehr, eine Rückbesinnung, ein Wiedersehen mit einem ebenso konservierten wie negierten Selbst. Es tritt dann etwas ins Bewusst- sein, wovon man sich gerne befreit geglaubt hätte, das aber unverkennbar die eigene Persönlichkeit strukturiert: das Unbehagen, zwei verschiedenen Welten anzugehören, die schier unvereinbar weit auseinanderliegen und doch in allem, was man ist, koexistieren. Eine Melancholie, die aus einem »gespaltenen Habitus« erwächst, um diesen schönen und kraftvollen Begriff Bourdieus aufzugreifen. Dieses unterschwellige, diffuse Unbehagen, und mit ihm eine noch stärkere Melancholie, drängt genau dann an die Oberfläche, wenn man glaubt, es hinter sich gelassen oder zumindest neutralisiert zu haben. Diese Gefühle waren nie ganz weg, und man entdeckt dann, oder besser, man entdeckt wieder, wie sie, tief in unserem Selbst verkrochen, in uns arbeiten und auf uns wirken. Kann man ein solches Unbehagen jemals überwinden? Kann man der Melancholie entkommen?

Über den Vater und das Angeln

Mein Vater war ein Heimwerker und auf seine Fähigkeiten in diesem Bereich, wie überhaupt auf jede Form manueller Arbeit, ziemlich stolz. Er blühte dabei auf und steckte fast seine gesamte Freizeit hinein. Für die Oberstufe des Gymnasiums baute er mir aus einem alten Tisch einen Schreibtisch. In der Wohnung installierte er Schränke und Möbel und hielt alles peinlich genau in Schuss. Ich wusste mit meinen zehn Fingern nichts anzufangen. In diese gewollte Unfähigkeit (natürlich hätte ich etwas von ihm lernen können) investierte ich mein ganzes Verlangen, anders als er zu sein, das gesellschaftliche Gegenteil von ihm zu werden. Erst viel später sollte ich entdecken, dass auch manche Intellektuelle mit Hingabe handwerklich arbeiten. Die Liebe zu Büchern, das Schreiben und Lesen von Büchern schließen praktische Tätigkeiten nicht aus. Diese Erkenntnis ließ einen sorgsam konstruierten Teil meiner Persönlichkeit kollabieren. Was ich so lange als fundamentale, klassenbedingte Opposition wahrgenommen hatte (Bücher vs. manuelle Arbeit), war bestenfalls für mich selbst und meine eigene Geschichte konstitutiv gewesen. Ähnlich erging es mir beim Sport. Ich konnte kaum glauben, dass manche meiner Freunde sich leidenschaftlich Sport im Fernsehen ansahen. Es widersprach Überzeugungen, die sich mir mit aller Gewalt eingeprägt hatten. Die Abscheu vor genau solchen Fernsehabenden war für mich ein Meilenstein auf dem Weg zum Intellektuellen gewesen. Die Kultur des Sports, Sport als alleiniges Interessensgebiet (der Männer natürlich, für Frauen gab es Klatsch und Tratsch), darauf hatte ich verächtlich und von sehr weit oben herabgesehen. Die Trennwände, mit denen ich mein Selbst gebaut hatte, ließen sich nur sehr langsam dekonstruieren. Es dauerte, bis ich Dinge,die ich einmal radikal aus meiner Welt entfernt hatte, wieder zu einem Teil meines Denk- und Lebenshorizonts machte. Als wir klein waren, fuhren unsere Eltern Moped und transportierten uns mit speziellen Kindersitzen auf dem Gepäckträger. Das konnte auch gefährlich werden. Als mein Vater einmal in einer Schotterkurve wegrutschte, brach sich mein Bruder ein Bein. 1963 machten sie schließlich beide den Führerschein und kauften sich einen Gebrauchtwagen (einen schwarzen Simca Aronde,
man sieht ihn auf mehreren Fotos mit mir, die mir meine
Mutter gegeben hat; ich muss zwölf oder dreizehn Jahre alt gewesen sein). Meine Mutter bestand die Prüfung noch vor meinem Vater, der deshalb sogleich ohne Führerschein fahren wollte. Auf dem Beifahrersitz neben seiner Frau Platz zu nehmen, das konnte er nicht mit seiner männlichen Ehre vereinbaren. Meine Mutter widersprach und bestand auf dem Platz am Steuer, der ihr ihrem Empfinden nach zustand. Er bekam einen regelrechten Anfall, dann war die Sache

geklärt: Er fuhr- immer. Auch wenn er zu viel getrunken hatte. Sonntags ging es in die Wälder und Felder des Umlands zum Picknick. Ein richtiger Sommerurlaub kam natürlich nicht infrage, das hätten wir uns nicht leisten können. Stattdessen Tagesreisen in die umliegenden Städte: Nancy, Laon, Charleville. Über die belgische Grenze fuhren wir auch. Dort lag die Stadt Bouillon, die wir mit dem Kreuzfahrer Gottfried von Bouillon in Verbindung zu bringen lernten (heute denke ich lieber an Francesco Cileas Oper Adrienne Lecouvreur mit der grandios-schrecklichen Prinzessin von Bouillon). Wir besuchten das Schloss, kauften Schokolade und Souvenirs. Weiter fuhren wir nie, Brüssel habe ich erst Jahre später kennengelernt. Einmal führte uns ein Ausflug auch nach Verdun. An den Besuch des »Beinhauses« von Douaumont, in dem die Gebeine Tausender gefallener
Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg zu sehen sind, habe ich schreckliche Erinnerungen. Lange verfolgten mich die Bilder in meinen Träumen. Wir fuhren auch bis nach Paris, um meine Großmutter mütterlicherseits zu besuchen. Der Pariser Verkehr löste bei meinem Vater spektakuläre Wutausbrüche aus. Er fluchte, schrie und gestikulierte, ohne dass wir genau wussten, warum. Bei jeder längeren Fahrt das Gleiche: Verpasste er eine Ausfahrt oder wurde er von einem anderen Verkehrsteilnehmer »gereizt«, begann er zu zetern, als stünde sein und unser Leben auf dem Spiel.
All das endete jedes Mal in einem riesigen Streit mit meiner Mutter, die sein »Theater« nicht ertragen konnte. Bei gutem Wetter fuhren wir aber meistens an die Ufer der Marne in der nahe gelegenen Champagne. Stundenlang taten wir das, was unseren Vater am meisten entspannte: angeln. Er wurde plötzlich zu einem anderen Menschen, war zugewandt und geduldig, zeigte uns die nötigen Handgriffe, korrigierte und beriet uns. Den ganzen Tag fachsimpelten wir über die Vorkommnisse beim Angeln - »Heute beißen sie« oder »Heute beißen sie nicht« - und woran das wohl liegen mochte, Hitze, Regen, Jahreszeit usw. Manchmal kamen auch Onkel und Tanten mit ihren Kindern dazu. Am Abend wurde der Fang verspeist. Unsere Mutter wusch die Fische, zog sie durch Mehl und briet sie in der Pfanne ... Wir liebten es. Bald schon kamen mir diese Rituale aber steril und albern vor. Ich wollte lesen, anstatt meine Zeit mit einer Angelrute zu verschwenden und auf einen Schwimmer zu starren. Die gesamte Geselligkeit und Kultur dieses Zeitvertreibs wurde mir verächtlich. Die Musik aus den Transistorradios, die belanglosen Gespräche mit den anderen Anglern, die strikte Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Von diesen Erlebnissen meiner Mutter während der Kriegsjahre hatte ich sehr lange kaum etwas gewusst. Als Kind und Jugendlicher, in den sechziger und siebziger Jahren, mochte ich meine Großmutter sehr. Sie wohnte damals (wie in all den Jahren, in denen ich sie kannte) in

Über Normen und Familienkonstellationen

Paris, in der Stadt, die sie liebte und in die sie Ende der Fünfziger, nach der endgültigen Trennung von ihrem Ehemann in Reims, wieder gezogen war. Sie arbeitete als Concierge. Erst im 13. Arrondissement (Rue Pascal), dann in einer engen Straße bei Les Halles (in der heute nicht mehr wiederzuerkennenden Rue Tiquetonne), dann in einem etwas bürgerlicheren Viertel des 12. Arrondissements (RueTaine). Als Rentnerin zog sie schließlich nach Barbès. Sie lebte mit einem anderen Mann zusammen, den ich immer meinen »Großvater« nannte. Die reale und die biologische (oder gar juristische) Familie stimmen seltener überein, als man denkt, und »Patchwork-Familien« gibt es nicht erst seit den Neunzigern. In der Welt der Arbeiter waren Familien- und Eheverhältnisse seit Langem von Komplexität und Diversität geprägt. Zum Besseren wie zum Schlechteren, mit Brüchen und Arrangements, Improvisation und harten Entscheidungen. (So gab es Verbindungen »in wilder Ehe«, »Beikinder« aus früheren Beziehungen, Halbgeschwister, ungeschiedene Eheleute, die jeweils mit anderen Lebensgefährtinnen oder -gefährten zusammenlebten, usw.). Meine Großmutter heiratete ihren neuen Partner
nie und ließ sich auch nie von dem Mann scheiden, den sie 1946 in Reims geheiratet hatte. Er starb irgendwann Ende der Siebziger oder Anfang der Achtziger, als sie ihn schon eine Ewigkeit nicht mehr gesehen hate. Als Jugendlicher und junger Erwachsener schämte ich mich für diese »wilde« Familiensituation. Ich log über das Alter meiner Mutter und Großmutter, weil ich verschleiern wollte, dass Letztere schon mit siebzehn ein Kind bekommen hatte. Ich redete so, als sei mein »Großvater« tatsächlich der zweite Ehemann meiner Großmutter ...

Wir alle unterliegen dem Einfluss der sozialen Ordnung. Diejenigen, die immer alles fein säuberlich »geregelt« haben wollen und die überall um den »Sinn« und den »Halt« des Ganzen besorgt sind, können sich auf die Kraft der Normen verlassen, die sich in unser Bewusstsein einschreiben, weil wir sie zusammen mit den Regeln der sozialen Welt erlernen. Dass wir diesen Normen verhaftet bleiben, liegt auch an der Scham oder sogar Schande, die wir empfinden, wenn das Milieu, in dem wir uns bewegen, mit der rechtlich und politisch sanktionierten Ordnung nicht übereinstimmt. Obwohl sie mit der Lebensrealität nichts zu tun hat, wird die familiäre Norm der Normfamilie von einer ganzen Kultur als erstrebenswertes Ideal und zugleich einzig lebbares Modell hingestellt. Gegen Leute, die ihre Definition von Ehe und Familie, von der Legitimität oder Illegitimität verschiedener Lebensweisen allen anderen aufzwingen wollen und dabei Modelle in Anschlag bringen, die vielleicht in ihrer eigenen reaktionären Gedankenwelt funktionieren,

in der Realität aber noch nie funktioniert haben, habe ich eine tiefe Abneigung. Sie ist wohl auch deshalb so stark, weil sie sich zu einer Zeit herausgebildet hat, als alternative Lebensformen dazu verdammt waren, in einem Bewusstsein von Devianz oder Anormalität als etwas Minderwertiges, Peinliches oder Beschämendes gelebt zu werden. Meine ebenso große Skepsis gegenüber den (im Grunde ebenfalls normativ argumentierenden) Apologeten der Anormalität, die uns die ständige Subversion und Nichtnormativität vorschreiben wollen, erklärt sich aus dem gleichen Grund.

Wie oft habe ich in meinem Leben festgestellt, dass Normalität und Anormalität relative und relationale Größen sind, beweglich und kontextabhängig, immer nur partiell applizierbar, und dass soziale Illegitimität, wenn sie als ein Grund von Sorge oder Kummer erlebt wird, zu psychischen Schäden und zu einem übertriebenen Anpassungsdrang an das Legitime und »Normale« führt. (Institutionen verdanken diesem Mechanismus einen Großteil ihrer Macht und Stabilität.)“

Der Großvater, den ich in den sechziger Jahren kennenlernte, arbeitete als Fensterputzer. (Großvater ohne Anführungszeichen, schließlich war er genau das für mich. Ganz unabhängig davon, was nun den juristischen Vorstellungen der Anhänger einer gegebenen sozialen Ordnung entspricht und was nicht, wird unser Verständnis von Familie stets von Wünschen, Entscheidungen und insbesondere von der gelebten Praxis bestimmt.) Er transportierte seine Leiter und seinen Eimer auf einem Moped. Da er auch die Fenster von Cafés oder Läden außerhalb seines Wohnviertels reinigte, kreuzten sich unsere Wege einmal mitten in Paris. Er freute sich über diese Zufallsbegegnung, mich genierte sie, denn mir grauste davor, dass ich mit ihm und seinem seltsamen Gefährt gesehen werden könnte. Was hätte ich auf die Frage, mit wem ich da redete, antworten sollen?

In den nächsten Tagen plagte mich ein extrem schlechtes Gewissen. »Warum akzeptiere ich nicht, was ich bin? Habe ich mich so lange in einer bürgerlichen und kleinbürgerlichen Welt bewegt, dass ich mich für meine Familie schäme? Dass ich meine eigene Familie verleugne? Warum habe ich al die gesellschaftlichen Hierarchien so sehr verinnerlicht, obwohl ich sie intellektuell und politisch zu bekämpfen vorgebe?« Zugleich verfluchte ich meine Familie für das, was sie war: »Welches Unglück, in dieses Milieu hineingeboren zu sein.« Bald gab ich mir selbst die Schuld, bald meiner Familie. (Aber war sie verantwortlich? Und wofür?) Ich war hin und her gerissen, vollkommen verunsichert. Meine Überzeugungen standen im Widerspruch zu meiner Integration in die bürgerliche Welt. Ich gab vor, gesellschaftskritische Positionen zu vertreten, die nicht zu meinen neuen Wertvorstellungen passten, von denen ich noch nicht einmal sagen konnte, dass sie mir aufgezwungen worden waren, denn die Wahrnehmungen und Urteile der Herrschenden hatte ich mir ja freiwillig zu eigen gemacht.

Politisch stand ich auf der Seite der Arbeiter, verfluchte aber gleichzeitig meine Herkunft aus ihrer Welt. Dass ich mich auf der Seite des»Volkes« verortete, hätte sicher weit weniger heftige Gewissensbisse und Zweifel in mir ausgelöst, wenn dieses »Volk« nicht meine eigene Familie, das heißt meine Vergangenheit und damit auch meine Gegenwart, gewesen wäre.

Über Mutter und Marxismus

»Ich hab ein Gedicht gelernt«, und begann es für sie aufzusagen. Ich kann es immer noch: »I wish you a merry Christmas, a horse and a gig, and a good fat pig, to kill next year.« Der Ärger, ja Zorn stieg so schnell in ihr auf, dass sie mich nicht einmal ausreden ließ. »Du weißt doch ganz genau, dass ich kein Englisch kann«, schrie sie, »sofort übersetzt du mir das!« Dachte sie, ich wollte mich über sie lustig machen? Sie erniedrigen? Eine Überlegenheit demonstrieren, die schon aus ein paar Monaten Gymnasium resultierte? Ich übersetzte das Gedicht. Sie beruhigte sich schnell. Mir war aber schlagartig klar geworden, dass sich zwischen jenem Außen, welches das Gymnasium und das Lernen darstellten, und dem Innenraum der Familie ein Riss aufgetan hatte, der mit der Zeit nur größer werden konnte. In diesem Wutausbruch kam die ganze Frustration meiner Mutter über ihren verhinderten Bildungsweg zum Vorschein. In der Folge gab es solche Vorfälle häufiger. Eine winzige kritische Bemerkung, das kleinste Widerwort konnte genügen, um Reaktionen wie »Nur weil du aufs Gymnasium gehst, stehst du noch lange nicht über uns« oder »Wofür hältst du dich eigentlich? Du glaubst wohl, du bist was Besseres!« hervorzurufen. Wie oft hat sie mir vorgeworfen, ich wolle »immer alles besser wissen«. Die meisten ihrer Bemerkungen zielten aber auf den Gegensatz zwischen meinen Möglichkeiten und ihren Entbehrungen ab: »Ich hätte damals nicht, ich konnte nie «. Anders als bei meinem Vater, der mit vergleichbaren Aussagen unseren Zugang zu gewissen Dingen infrage stellen und manchmal auch aktiv verhindern wollte (»Das hätte es früher nicht gegeben!«), schien aus der Bitterkeit meiner Mutter stets die Einsicht zu sprechen, dass mir Perspektiven offenstanden, die ihr selbst immer verschlossen gewesen waren oder die man ihr genommen hatte, kaum dass sie sich eröffnet hatten. Sie wollte, dass ich mir meiner Möglichkeiten auch wirklich bewusst war: »Ich hatte nie« hieß vor allem: »Du hast, und mach dir klar, was das bedeutet!«

Die nächste große Enttäuschung folgte, als sie doch noch einmal »studieren« wollte. Sie hatte in der Regionalzeitung davon gelesen. Eine (vielleicht von Betrügern, jedenfalls von skrupellosen Leuten) gegründete private Akademie bot Informatikkurse für Erwachsene an, die sich fortbilden oder den Beruf wechseln wollten. Sie schrieb sich ein, bezahlte eine Menge Geld dafür und besuchte nach der Arbeit an mehreren Abenden in der Woche einen Kurs, von dem schnell klar war, dass er ihr nichts bringen würde. Sie strengte sich an, gab nicht auf, redete sich über Wochen ein, dass der Groschen schon fallen würde. Bis sie schließlich entnervt und ärgerlich das Handtuch warf. Auch diese Chance,

ihre letzte, war dahin. Nachdem sie lange Zeit als Putzfrau gearbeitet hatte, hörte meine Mutter nach der Geburt ihres letzten Sohnes 1967 zu arbeiten auf. Dieser Zustand hielt nicht lange an. Von finanziellen Sorgen getrieben, nahm sie eine Stelle in einer Fabrik an. Acht Stunden Plackerei am Tag. Nach dem Abitur habe ich einen Monat lang dort gearbeitet und am eigenen Leib erfahren, was für ein Metier das ist. Meine Mutter tat das, um mir die Möglichkeit zu geben, im Gymnasium Montaigne oder Balzac zu lesen und später als Student in meinem Zimmer stundenlang über Kant oder Aristoteles zu brüten. Während sie schlief, um schon um vier Uhr morgens wieder aufstehen zu können, las ich bis zum Morgengrauen Marx und Trotzki, später Beauvoir und Genet. Wieder kann ich nur auf Annie Ernaux und die Aufrichtigkeit verweisen, mit der sie die Wahrheit über sich und ihre Mutter, eine Lebensmittelverkäuferin, auf den Punkt bringt: »Ich war mir ihrer Liebe sicher und wusste auch genau um diese Ungerechtigkeit, dass sie von morgens bis abends Kartoffeln und Milch verkaufte, damit ich in einem Hörsaal sitzen und eine Vorlesung über Platon hören konnte.« Wenn ich meine Mutter heute vor mir sehe mit ihrem geschundenen, schmerzenden Körper, der fünfzehn Jahre lang unter härtesten Bedingungen gearbeitet hat - am Fließband stehen, Deckel auf Einmachgläser schrauben, sich morgens und nachmittags höchstens zehn Minuten von jemandem vertreten lassen, um auf die Toilette gehen zu können -,dann überwältigt mich die konkrete,physische Bedeutung des Wortes »soziale Ungleichheit«. Das Wort »Ungleichheit« ist eigentlich ein Euphemismus, in Wahrheit haben wir es mit nackter, ausbeuterischer Gewalt zu tun. Der Körper einer alternden Arbeiterin führt allen die Wahrheit über die Klassengesellschaft vor Augen. Man kann sich kaum vorstellen, wie hart der Arbeitsrhythmus in diesem Werk (und in allen anderen Fabriken) war. Ein Vorarbeiter hatte eines Tages ein paar Minuten lang die Leistung einer Arbeiterin gemessen und so die Mindestzahl der Gläser bestimmt, die es »zu machen« galt. Schon das klingt extrem, ja inhuman. Doch weil ein Großteil des Lohns aus Prämien bestand, die sich nach der Tagesleistung berechneten, brachten meine Mutter und ihre Kollegen es fertig, das Doppelte der geforderten Menge zu produzieren. Abends kam sie ausgelaugt nach Hause, »ausgewrungen«, wie sie selber sagte, aber auch froh, wieder einen Tag hinter sich gebracht und genug verdient zu haben, um uns ein anständiges Leben zu ermöglichen. Es ist mir völlig unbegreiflich, wie die extreme Härte solcher Arbeitsformen und der Protest gegen sie (»Nieder mit dem höllischen Akkord!«) aus der Vorstellungswelt und dem Vokabular der Linken verschwinden konnten, obwohl gerade hier die konkrete Existenz der Menschen - ihre Gesundheit zum Beispiel -auf dem Spiel steht.
Damals kümmerte mich die gnadenlose Härte der Fabrikarbeit kaum oder höchstens auf sehr abstrakte Weise. Die Kultur, die ich gerade entdeckte, die Literatur

und die Philosophie, faszinierten mich viel zu sehr, als dass ich mir über die materiellen Voraussetzungen dafür, dass ich sie entdecken konnte, Gedanken gemacht hätte. Im Gegenteil nahm ich meinen Eltern übel, dass sie waren, was und wie sie waren, und nicht die erträumten idealen Gesprächspartner, ja noch nicht einmal die, die meine Kommilitonen in ihren Eltern hatten. Während ich mich anschickte, der erste soziale Aufsteiger meiner Familie zu werden, hatte ich für meine Eltern und ihr Leben kaum Interesse, und schon gar nicht wäre ich in der Lage gewesen, mir die Wahrheit ihrer Existenz auf politische Weise anzueignen. Marxist war ich wohl, aber der Marxismus meiner Studienjahre und mein gesamtes politisches Engagement liefen auf eine Idealisierung der Arbeiterklasse hinaus, auf ihre Verwandlung in eine mythische Entität, neben der sich das Leben meiner Eltern besonders erbärmlich ausnahm. Mit all ihrer Kraft strebten sie danach, auch die üblichen Konsumgüter zu besitzen, und ich sah in der tristen Realität ihres Alltags, in ihrem Wunsch, an einem Lebensstandard teilzuhaben, der ihnen so lange verwehrt geblieben war, ein Zeichen, dass ihre »Verbürgerlichung« zugleich eine soziale »Entfremdung« war. Sie waren Arbeiter, hatten das Elend gekannt und wollten jetzt wie alle in der Familie, im Bekanntenkreis und in der Nachbarschaft endlich nachholen, was schon ihre Eltern vor ihnen nicht hatten haben können. Wo immer möglich, kauften sie - die Summe der Kredite, die sie aufgenommen hatten, wuchs und wuchs- all die Waren ihrer Träume. Einen Gebrauchtwagen, einen Neuwagen, einen Fernseher, Möbel aus dem Katalog (einen Formica-Tisch für die Küche, eine Kunstle- dercouch für das Wohnzimmer ...). Ich bemitleidete sie für ihren ständigen, neidgetriebenen Materialismus (»Warum sollten wir das nicht auch haben dürfen?«) und war umso enttäuschter, als ich begriff, wie sehr ihre politischen Einstellungen mit diesem Neid zusammenhingen, selbst wenn die Verbindung zwischen den Sphären des Konsums und der Politik nie ausdrücklich gezogen wurde. In meiner Familie brüstete man sich mit dem Preis der Anschaffungen, um herauszustellen, dass man sich etwas leisten konnte oder dass man es »geschafft« hatte. Stolz und Ehrgefühl befeuerten dieses Getue. Mit den großen Erzählungen über die Arbeiterbewegung, die mir im Kopf herumschwirrten, hatte al das wenig zu tun. Welchen Wert aber haben politische Erzählungen, die eine inadäquate Fiktion von den Menschen konstruieren, deren Leben sie eigentlich interpretieren sollen - wodurch sie letztlich dazu beitragen, dass diese Menschen verurteilt werden? Man muss diese Erzählungen jedenfalls aufbrechen, man muss ihren Schematismus und ihre Vereinfachungen dekonstruieren und dafür sorgen, dass sie die Widersprüche und die Komplexität der Wirklichkeit abbilden. Und man muss die Dimension der historischen Zeit wieder einführen. Die Arbeiterklasse wandelt sich. In den sechziger und siebziger Jahren sah sie

grundlegend anders aus als in den Dreißigern oder Fünfzigern. Ihre Position im sozialen Feld mag unverändert sein, die darin verborgenen Lebensrealitäten und Wünsche sind es nicht. Meine Mutter hat mich neulich mit ironischem Unterton daran erinnert, dass ich ihr und meinem Vater damals ständig vorwarf, sie seien »bourgeois«. (»Du hast ziemlich viele solche Dummheiten gesagt früher. Hoffentlich weißt du das noch.«) Ich war damals überzeugt, meine Eltern hätten eine bestimmte Lebensweise verraten. In Wahrheit brachte meine Verachtung lediglich meinen unbedingten Willen zum Ausdruck, anders zu sein als sie. Und vor allem anders zu sein als das, was sie von mir erwarteten. Das »Proletariat« war für mich eine Idee aus Büchern, eine abstrakte Vorstellung. Meine Eltern gehörten nicht in diese Kategorie. Und wenn ich mich in selbstgefälligen Klagen über den Unterschied zwischen der »Klasse an sich« und der »Klasse für sich« oder zwischen einer »entfremdeten« und einer »selbstbewussten« Arbeiterschaft erging, dann war mein »revolutionäres« politisches Urteil nur der Deckmantel für das soziale Urteil, das ich über meine Eltern und meine Familie fällte, der Ausdruck meiner Entschlossenheit, aus dieser ihrer
Welt zu entfliehen. Mein jugendlicher Marxismus war also ein Instrument meiner eigenen sozialen Desidentifikation. Ich glorifizierte die Arbeiterklasse, um mich leichter von den realen Arbeitern abgrenzen zu können. Wenn ich Marx und Trotzki las, glaubte ich, Teil der Avantgarde zu sein; viel eher markierten meine Lektüren aber den Eintritt in die Welt der Privilegierten, in ihre Temporalität und in ihren spezifischen Modus der Subjektivierung: Leute, die Zeit und Muße haben, Marx und Trotzki zu lesen. Von Sartres Schriften über die Arbeiterklasse war ich ebenfalls begeistert. Die Arbeiterklasse hingegen, von der ich tatsächlich umgeben war und die meinen Horizont begrenzte, verabscheute ich. Mit Marx und Sartre konnte ich aus dieser Welt, aus der Welt meiner Eltern, fliehen. Sie verschafften mir die Illusion, ich wüsste über das Leben meiner Eltern besser Bescheid als diese selbst. Mein Vater spürte das sehr wohl. Als er mich einmal in meine Le Monde vertieft sah - ein Statussymbol, mit dem ich permanent unter Beweis stellen wollte, wie sehr ich mich für Politik interessierte -, rief er wütend: »Das ist doch ein Pfarrersblättchen, was du da liest!« Ein anderer Ausdruck war ihm wohl nicht eingefallen, um sich voller Feindseligkeit von einem Blatt zu distanzieren, das nicht für Leute wie ihn gemacht war und in dem er - anders als ich! - ein Organ der Bourgeoisie erkannte. Als er das gesagt hatte, stand er auf und verließ das Zimmer. Meine Mutter verstand nicht recht, was mit mir geschah und was ich eigentlich machte. Ich war in eine andere Welt eingetreten, die ihr fern und fremd vorkam. Ich sprach mit ihr auch so gut wie nie über das, was mich beschäftigte. Von den Autoren, für die ich brannte, wusste sie ja ohnehin nichts. Als ich fünfzehn oder sechzehn war, nahm sie einen Roman von Sartre von meinem

Schreibtisch und wagte eine Bemerkung. »Da geht es ganz schön zur Sache, glaub ich.« Sie hatte dieses Urteil aus dem Mund einer Frau gehört, bei der sie putzte (eine Bürgerliche, die Sartre wahrscheinlich für einen schlüpfrigen Autor hielt), und wiederholte es unbedarft, um zu zeigen, dass sie wenigstens mit dem Namen einer meiner Schriftsteller etwas anfangen konnte. Ganz sicher ist, dass ich ihren Vorstellungen von einem Abiturienten nicht entsprach. Ich verwendete einen Großteil meiner Zeit im Gymnasium auf mein Engagement bei einer links- extremen Organisation. Mein Vater wurde sogar einmal vom Rektor einbestellt, der ihn über meine »Propaganda«- Aktivitäten innerhalb der Lehranstalt informierte. Am selben Abend das Psychodrama: Meine Eltern drohten, mich von der Schule zu nehmen. Meine Mutter befürchtete, ich würde durchs Abitur fallen, vor allem aber hatte sie, wie
auch meinVater, kein Verständnis für jemanden, der nicht seine ganze Zeit aufs Lernen verwendet, während sie selbst sich den Rücken krumm arbeiteten, um ihm genau dies zu ermöglichen. Das empörte meine Eltern. Ich wurde vor die Wahl gestellt, entweder mit der Politik oder mit dem Gymnasium aufzuhören. Ich sagte, mir sei die Politik wichtiger, und damit endete die Diskussion. Meiner Mutter lag viel zu viel daran, dass ich Abitur machte. Als Student widersprach ich ihren Vorstellungen noch viel mehr. Philosophie als Studienfach muss ihr wie eine Spinnerei vorgekommen sein. Als ich ihr meine Entscheidung eröffnete, war sie so erstaunt, dass sie gar keine Antwort herausbrachte. Englisch oder Spanisch hätte sie sich vorstellen können. (Medizin oder Jura lagen jenseits ihres und allerdings auch meines Horizonts.) Fremdsprachen schienen der vielleicht direkteste Weg zu einer sicheren Zukunft, etwa als Gymnasiallehrer. Vor allem erkannte sie nun, dass sich ein Graben zwischen uns aufgetan hatte. Immer rätselhafter muss ich ihr geworden sein. Sie begann, mich als einen »Exzentriker« zu bezeichnen. Und als solcher muss ich ihr auch vorgekommen sein. Von dem, was sie als ein normales Leben und als eine normale Welt empfand, hatte ich mich immer weiter entfernt. »Es ist doch nichtnormal, dass ...« war ein Satz, den meine Eltern immer häufiger auf mich anwendeten.

Über die Brüder und den Front National

Fünfunddreißig Jahre habe ich diesen Bruder, mit dem ich meine Kindheit und einen Teil meiner Adoleszenz verbracht habe, nicht gesehen. Während ich dieses Buch schreibe, lebt er in Belgien von Sozialhilfe, weil er körperlich nicht mehr in der Lage ist, seinen Beruf (oder einen anderen) auszuüben. Das jahrelange Herumschleppen von Tierkarkassen hat seine Schulter zerstört. Dafür, dass wir überhaupt keine Verbindung mehr zueinander haben, bin ich, wie gesagt, ganz alleine verantwortlich. Schon als wir zusammenwohnten, waren wir Fremde füreinander gewesen. Nachdem wir von zu Hause ausgezogen waren, war es nur noch unserer gemeinsamen Vergangenheit und dem Verhältnis zu unseren Eltern - seines war eng, meines lose - geschuldet, dass wir uns gelegentlich, bei Familienfeiern, begegneten. Ich sah, wie er in al dem aufging, das zu verlassen ich mich so sehr gesehnt hatte, und wie er al das liebte, was mir immer verhasster geworden war. Ein Satz aus John Edgar Widemans Bruder und Hüter bringt meine Gefühle für ihn ziemlich perfekt auf den Punkt: »Mein Erfolg bemaß sich an der Distanz, die ich zwischen ihn und mich legen konnte.« Genauso war es. Indem er mir ein Gegenbeispiel lieferte, war mein Bruder mein Maßstab. Ich wollte in allem das genaue Gegenteil von ihm sein. Wideman denkt an seinen Bruder und fragt sich: »War ich dir ebenso fremd, wie du mir vorkamst?« Habe ich mir damals solche Fragen gestellt? Ich kannte jedenfalls die Antwort und war froh über sie, denn meine ganze Kraft zielte ja darauf ab, ihm fremd zu werden. Auch in den folgenden Sätzen Widemans erkenne ich mich wieder: »Da wir Brüder waren, brachten uns Feiertage, Familienfeste und Krisen zur gleichen Zeit in den gleichen Räumen zusammen, aber ich fühlte mich in deiner Gesellschaft nicht wohl . « Alles an diesen Zusammenkünften stieß mich ab, während mein Bruder in dieser Welt aufging, zu der ich nicht mehr gehörte, auch wenn es immer noch die meine war. »Pittsburgh, die Armut, das Schwarzsein« hinter sich zu lassen und in einer anderen Stadt zu studieren war für Wideman eine Art freiwilliges Exil; kein Wunder, dass es ihm Schwierigkeiten bereitete, wenn er in regelmäßigen Abständen diesen Weg in der entgegengesetzten Richtung auf sich nehmen musste. Sobald er nach Hause zurückkehrte, fand er jene Realität unverändert vor, die ihn zum Gehen gedrängt hatte, und mit den Jahren machte er seinen Erfolg an der wachsenden Distanz zwischen ihm und seiner Familie fest. Selbstverständlich empfand er auch Schuldgefühle gegenüber denen, die er zurückgelassen hatte. Schuldgefühle, die von einer Angst überlagert wurden. »Mit der Schuld ging die Angst einher. Angst, an mir selbst irgendwelche Spuren der Armut, Unbildung und Gefahr wiederzuerkennen, die mich umgaben, wenn ich nach Pittsburgh zurückkam. Angst davor, verseucht zu

sein und das Gift mitzuschleppen, wohin ich auch floh. Angst, dass man mir das Böse anmerken und mich wie einen Leprösen meiden würde.« Die Schlussfolgerung, die er in Bezug auf seinen Bruder zieht, ist denkbar knapp: »Deine Welt. Das Schwarzsein, das mich belastete. « Dieselben Wörter, dieselben Sätze kann auch ich verwenden, um zu beschreiben, wie ich meinen Bruder damals wahrnahm: Deine Welt. Die Arbeiterkultur und »Armutskultur«, die mich belastete und von der ich fürchtete, sie könne auch nach meiner überstürzten Flucht an mir haften. Ich musste den Teufel austreiben, der sich in mir eingenistet hatte, dafür sorgen, dass er meinen Körper verließ. Oder ihn unsichtbar machen, damit niemand seine Gegenwart spürte. Dies sollte sich für Jahre als eine Aufgabe erweisen, mit der ich in jedem einzelnen Moment meines Lebens beschäftigt war. Schon diese wenigen Zeilen Widemans genügen, um jene Last zu charakterisieren, die ich während der Pubertät und dann während meiner frühen Erwachsenenjahre mit mir herumtrug. Sie handeln von mir - auch wenn ich sehr wohl weiß, dass die Übereinstimmung ihre Grenzen hat. In den schwierigen, von Distanz und Zurückweisung geprägten Familienbeziehungen und speziell in der Beziehung zum eigenen Bruder erkenne ich mich wieder, aber die Situation eines Schwarzen, der sich aus einem Armen- viertel von Pittsburgh heraus kämpft und zum berühmten Professor und Schriftsteller aufsteigt, während sein Bruder wegen Mordes lebenslänglich im Gefängnis sitzt, ist mit der meinen natürlich nicht zu vergleichen. Es ist gerade die Tragik, die in dieser Konstellation liegt, die Wideman in seinem wundervollen Buch zu beschreiben versucht. Wideman hat vollkommen recht, wenn er betont, dass er an einem gewissen Punkt eine Entscheidung treffen musste. So erging es auch mir. Und wie er habe ich mich für mich selbst entschieden. Die Schuldgefühle, von denen er spricht, empfand ich nur in Ansätzen, das Gefühl der Freiheit war einfach zu überwältigend. Die Freude, meinem Schicksal zu entkommen. Sie ließ keinen Raum für Gewissensbisse. Keine Ahnung, wie mein Bruder heute darüber denkt. Wie er darüber redet, wenn er danach gefragt wird, etwa wenn er nach einem meiner Fernsehauftritte deren Zahl ich zu begrenzen versuche- darauf angesprochen wird, ob ich zu seiner Familie gehöre. Wie erstaunt ich war, als meine Mutter mir eröffnete, dass meine beiden jüngeren Brüder (acht und vierzehn Jahre jünger als ich) der Ansicht seien, ich hätte sie »im Stich gelassen«, dass sie darunter sehr gelitten hätten und dass zumindest einer von ihnen noch immer darunter leide. Ich habe mich nie gefragt, was der Umstand, dass ich mich immer weiter und schließlich total von ihnen abwendete, für sie bedeutet hat. Was fühlten sie? Was nahmen sie wahr? Wer war ich für sie? In ihrem Leben existierte ich nur noch als Phantom. Später müssen sie mit ihren Ehefrauen und Kindern über mich gesprochen haben, ohne dass diese mich je kennengelernt hätten. Als einer meiner jüngeren

Brüder sich scheiden ließ, hat ihm seine Frau unter anderem folgenden Satz an den Kopf geworfen (meine Mutter hat mir davon erzählt): »Und dein Bruder Didier ist nur eine Schwuchtel, die ihre Familie im Stich gelassen hat.« Mit welchem Recht könnte ich behaupten, dass sie damit falschlag? Hat sie damit nicht die Wahrheit auf den Punkt gebracht? Meine Wahrheit? Ich war ein Egoist. Ich wollte mich selbst retten und sah nicht, warum ich auf
die Folgen meiner Flucht - ich war zwanzig! - irgendeine Rücksicht nehmen sollte. Meine beiden jüngeren Brüder durchlebten eine ähnliche Schulzeit wie der ältere. Weil sie es mussten, gingen sie mit elf aufs Collège (man hatte die Mittelstufe reformiert, so dass es jetzt nur noch einen, Zug gab). Weil sie es durften, gingen sie mit sechzehn von der Schule ab (nachdem sie eine Zeit lang in der Oberstufe vegetiert hatten, der eine im »beruflichen« Zweig einer weiterführenden Schule, der andere im literarischen Zweig eines Gymnasiums. »Schule war nichts für mich«, hat mir neulich einer von ihnen geschrieben, nachdem ich ihm per E-Mail einige Fragen gestellt hatte, die mir für die Recherche zu diesem Buch wichtig waren). Keiner der beiden hat Abitur gemacht. Der erste wollte Automechaniker werden: Heute verkauft er Autos auf La Réunion. Er verdient ziemlich gut, sagt meine Mutter. Der zweite verpflichtete sich mit siebzehn bei der Armee. Er ist immer noch Soldat, genauer gesagt, Gendarm mit einem mittleren Dienstgrad. Beide wählen natürlich rechts; lange - und noch bis vor Kurzem - waren sie treue Wähler des Front National. Als ich gegen die Wahlerfolge der Rechtsextremen demonstrieren ging oder für die Rechte von Einwanderern und Sans-Papiers, habe ich mich also gegen meine eigene Familie gestellt. Ich könnte den Satz aber auch umdrehen und behaupten, meine Familie habe sich gegen al das gestellt, woran ich glaubte, wofür ich mich einsetzte und was ich in ihren Augen darstellte (nämlich einen realitätsfremden Pariser Intellektuellen, der von den Problemen des Volkes keine Ahnung hat). Dass sie für eine Partei, die mir über alles verhasst ist, und später für den Präsidentschaftskandidaten der traditionellen Rechten stimmten, lässt sich andererseits jedoch so unmittelbar aus sozialen Gesetzmäßigkeiten ableiten und so perfekt in ein Schema der gesellschaftlichen Schicksalhaftigkeit einordnen (was sich freilich auch von meinen politischen Präferenzen behaupten ließe), dass es mich perplex macht. Ich bin mir nicht mehr so sicher wie früher, welche Haltung ich gegenüber alldem einnehmen soll. Theoretisch kann man sich leicht vornehmen, mit Front-National-Wählern kein Wort mehr zu wechseln und ihnen nie wieder die Hand zu schütteln. Aber was ist, wenn die eigene Familie so wählt? Was soll man denken? Was soll man sagen oder tun? Meine beiden jüngeren Brüder haben es geschafft, die ökonomische Position unserer Eltern hinter sich zu lassen. Das kann man als sozialen Aufstieg bezeichnen, allerdings in einem begrenzten Rahmen, der nach wie vor von der Klassenherkunft determiniert

ist - etwa dadurch, dass sie die Schule früh freiwillig verlassen haben, was wiederum ihre Möglichkeiten bei der Entscheidung für eine Ausbildung oder einen Beruf limitierte. Das Schulsystem hat hier eine exkludierende Wirkung, auch wenn es sie glauben macht, dass sie diese Exklusion selbst gewählt haben. Mir stellen sich an diesem Punkt folgende Fragen: Wie wäre das alles gelaufen, wenn ich mich für sie interessiert hätte? Wenn ich ihnen beispielsweise in der Schule geholfen hätte? Wenn ich versucht hätte, sie für das Lesen zu begeistern? Die Lust am Lernen und an Büchern ist schließlich nicht in der ganzen Gesellschaft gleich verteilt, sie korreliert im Gegenteil besonders stark mit der gesellschaftlichen Umgebung und der sozialen Zugehörigkeit. Wie bei fast allen Menschen aus ihrer Umgebung führten diese Rahmenbedingungen dazu, dass sie all das, was mich wie durch ein Wunder anzog, ablehnten und von sich wiesen. Hätte ich mir darüber im Klaren sein müssen, dass sich ein Wunder, wie es mir widerfahren ist, auch wiederholen konnte? Dass es gerade dort, wo es schon einmal stattgefunden hatte, gar nicht mehr so unwahrscheinlich war? Dass die gelebte Ausnahme - ich selbst - ihre Erfahrungen mit den Jüngeren hätte teilen können, ihnen nicht nur etwas von den gelernten Inhalten, sondern auch die Lust am Lernen selbst hätte vermitteln können? Dafür wären Zeit sowie Geduld erforderlich gewesen und somit auch regelmäßiger Kontakt zu meiner Familie. Hätte das ausgereicht, um die vorhersehbare Logik der schulischen Selektion auszuhebeln? Hätte es gereicht, um die soziale Reproduktionsmechanik zu stoppen, die auch deshalb so effizient ist, weil die Trägheit des Klassenhabitus ihr zuarbeitet? Ich war in keiner Hinsicht ein Hüter meiner Brüder und kann nicht anders, als deshalb eine gewisse Schuld zu empfinden. Wobei es dafür ziemlich spät ist.

Lutz Seiler - Stern 111

Die Verwunderung

Carl wusste nicht mehr, wer den Vorschlag gemacht hatte, zuerst »ein paar Schritte zu gehen«, sein Vater oder seine Mutter, es war nicht ungewöhnlich. Er ging hinten, seine Eltern vorn, wie immer. Sein Vater war gerade fünfzig Jahre alt geworden, seine Mutter neunundvierzig. Sein Vater war schmal geworden, die braune Lederjacke, die herabhängen- den Schultern und das dünne graue Haar am Hinterkopf, so hatte Carl ihn nie gesehen. Sie gingen den Elsterdamm entlang, von Langenberg bis zur Franzosenbrücke, ihr alter Spazierweg am Fluss. Hunderte Fotos dazu im Familienalbum, von seiner Mutter sauber eingeklebt und gewissenhaft beschriftet: der Sechsjährige im Hemd und mit Fliege, sein bereitwilliges Lächeln und die großen bereitwilligen Zähne - das war Carl am ersten Schultag. Dann der Vierzehnjährige, mit Pagenschnitt und ernstem, abweisendem Blick. Dane- ben seine Mutter mit Dutt und Knautschlackledermantel, Herbst 77. Und so weiter auf dem Zeitstrahl durch alle Jahre und Jahreszeiten bis zu diesem Tag, den niemand fotografierte. Rechts das träge Strömen der Elster, ihr modriges Ufer und die Langenberger Weiden. Sein Vater blieb stehen und drehte sich um: »Carl.« Schön wäre zu erzählen, wie plötzlich Wind aufkam im Elstertal, den Fluss herauf, oder ein besonderes Geräusch zu hören war, eine Art Pfeifen womöglich, ein feiner leiser Pfiff aus den Weiden, wie er nur einmal alle fünfzig oder hundert Jahre ertönt: »Carl «. Seine Eltern wollten weg. Das Land verlassen, kurz gesagt. Ein leiser Pfiff, zum Beispiel. Carl sah sich um, und plötzlich war es so, als hätte man diese (ihre) Welt von Fluss und Weg nur vorübergehend errichtet (nicht für ewig) und als müsse sie nun (wie alles andere) (selbstverständlich) abgebaut und beiseitegeschafft werden, als wäre sie (von einer auf die andere Sekunde) ungültig und wertlos geworden. ›So haben wir es nicht gemeint‹, hätte Carls Mutter dazwischengerufen, wäre dazu noch Gelegenheit gewesen, aber es gab keine Lücke im Ablauf, nur Verwunderung. Carls einziger Satz, unbeholfen, stotternd, wie ein hilflos erschrockenes Kind, dessen Eltern plötzlich nicht mehr erwachsen sind:

»Ich glaube, ihr unterschätzt das, das- das mit der Heimat, meine ich.« Es war seltsam, das zu sagen, es war ungewohnt, so mit den eigenen Eltern zu sprechen, etwas kehrte sich um. Schweigend gingen sie weiter flussaufwärts - Mutter, Vater, Kind zwischen al den Attrappen ihres plötzlich ausgedienten, abgepfiffenen Lebens. Auch beim Abendbrot kam kein Gespräch in Gang. Die Stimmung war angespannt, und Carl begann, das Ganze für das Ergebnis einer unguten Hypnose zu halten, in die er nicht noch tiefer hineingezogen werden wollte. Zuerst musste

gegessen werden, dann wurde abgeräumt und alles mit dem Servierwagen zurück in die Küche gefahren, ein zweistöckiges Wägelchen mit verchromtem Gestell. Sein dunkles Rollgeräusch auf dem Teppich, altvertraut, das leise Scheppern des Geschirrs, wie gewohnt und als könnte es nicht anders als für immer so bleiben - schließlich war doch alles hier nur dafür eingerichtet. Über die Schwelle in den Korridor wurde der Wagen getragen, das machte sein Vater, aber jetzt sprang Carl auf und half, behutsam, damit nichts verrutschte. ›Da ist jemand, der die Arbeit siehts, war das höchste Lob, das sein Vater zu vergeben hatte.
Wie zwei Kinder fuhren sie dann den kleinen Wagen zusammen durch den Flur in die Küche. Carl fühlte sich hilflos, aber er half, und augenblicklich übermannte ihn das Heimweh, die Sehnsucht nach Ankunft, Ruhe, Schlaf, Heimkehr des verlorenen Sohnes, irgendetwas davon. Sehnsucht nach jener anfallartigen Müdigkeit, wie sie ihn nur hier heimsuchte, zu Hause, auf dem Sofa seiner Kindheit: ›Ach Carl, mach dich doch ein bisschen lang. Und hier, nimm noch das Kissen, brauchst du eine Decke? Nimm doch noch die Decke ...‹Erst das Kissen und dann noch die Decke, das hieß: Abwehr jeder Anfechtung, Auslöschung aller Bedrängnis. Als Carl und sein Vater zurückkehrten aus der Küche, saß seine Mutter auf dem Sofa. Sie wirkte nervös und schlug ruckartig die Beine übereinander. Sie trug das Haar jetzt kurz und glatt wie ein Junge, was sie noch kleiner erscheinen ließ. Trotzdem war leicht zu erkennen, wie viel Kraft in ihr steckte, wie viel Zielstrebigkeit; sein Vater hielt ihn am Arm.
Einen Augenblick lang sah es so aus, als spielten sie die Szene nur: plötzlicher Aufbruch, Abschied, Flucht - und die Papiere auf der Platte des Schreibschranks, parallel zur Schreibtischkante ausgerichtet. Sie reflektierten das Licht der kleinen, von einer Blende verdeckten Neonröhre, so dass Carl für einen Moment die Augen schließen musste - Grundbuchauszüge, Überschreibungen, ein Schenkungsformular, wonach das alles jetzt ihm gehören sollte. Carl Bischoff, einziges Kind von Inge und Walter Bischoff, geboren 1963 in Gera/Thüringen, »zurzeit Student«; Student war nur dünn und mit Bleistift eingetragen.
»Es wäre schön, wenn du dich darum kümmern könntest, das heißt, wir bitten dich darum.« Oder: »Könntest du dich darum kümmern, das heißt, wir möchten dich darum bitten.«
An den genauen Wortlaut erinnerte Carl sich später nicht mehr, nur an »Bitte« und »Kümmern« und dass er die Übergabe, die in diesem Moment etwas Feierliches hatte, ohne Widerstand geschehen ließ, jedenfalls ohne Erwähnung eigener Pläne. Es war die Wucht des Unbegreiflichen, die ihm die Sprache verschlug und alles in den Schatten stellte.
Das kleine Wort ›Warum?‹ bot sich an, durfte aber nicht sein, im Gegenteil,Warum? Und jede Antwort, so viel ahnte Carl, würden nur noch tiefer hineinführen

in jenen Zustand der Unwirklichkeit, der vollständig wurde, als sich herausstellte, dass seine Eltern es bei ihrem Weggang (sie nannten es so) ab Gießen getrennt versuchen wollten. Vom Zentralen Notaufnahmelager aus sollte es erst einmal jeder für sich allein probieren, »um doppelte Chancen« zu haben. So hatte es seine Mutter ausgedrückt, und das war der Name: »Zentrales Notaufnahmelager«. Ihre Stimme war jetzt um Festigkeit bemüht, aber Carl konnte hören, dass ab Gießen getrennt nicht ihre Idee gewesen war.
»Wir haben uns das gut überlegt.«
Und dann: »Deine Mutter wollte schon immer weg.«
Es gab keinen Zweifel, dass Inge und Walter (seit seiner Jugend war er es gewöhnt, seine Eltern mit ihren Vornamen
anzusprechen) in dieses Haus gehörten, in dieses und kein anderes Leben, weshalb Carl begann, über Gefahren und Risiken zu reden, von denen er keine genauere Vorstellung besaß. Seine Mutter sah ihn an.
»Und du, Carl? Wo bist du die ganze Zeit gewesen- ohne ein Wort? Weißt du, welche Sorgen. Dann die Übergabe. Rundgang durch alle Zimmer, Besonderheiten des neuen Ofens, die Elektrik und die Sicherungen, die Verabschiedung von allem. Auf dem Schreibschrank lag ein Briefumschlag. »Fünfhundert Mark«, sagte sein Vater.
»Hast du noch Fragen?«
Es war schon spät am Abend, als sie noch einmal die Garage aufsuchten, die im Tal am Bahndamm lag. Eine Weile standen sie nebeneinander, die Hände im Kegel der Werkbanklampe, während Walter die Ordnung der Werkzeuge erklärte. Im Sommer waren ein paar wichtige, seltene Stücke hinzugekommen, darunter eine Zünduhr und ein Abstandsmesser mit zwanzig Zungen (0,01 bis o,1 Millimeter), Dinge von unschätzbarem Wert. Es gab größere, gröbere Werkzeuge in den Eisenregalen, aber der kostbarste Teil hing an der Wand über der Werkbank, in Schlaufen aus Wäsche- oder Einweckgummis oder steckte in selbstgefertigten Halterungen aus schmalen, mit Altöl überstrichenen Leisten: Werkzeuge verschiedenster Größen, geordnet zu ansteigenden und abfallenden Linien, die im Gesamtbild eine Art Landschaft (Heimat) ergaben, glänzend und kühl.
Sein Vater trug nicht seinen Blaumann, den er gewöhnlich überzog in der Garage, nur einen Kittel, den grauen, knielangen Kittel, der für die Arbeiten im Haushalt reserviert war. Er nahm einen der neuen Steckschlüssel in die Hand und simulierte seine Funktion. Die erhobene Stimme, die Pausen, das »So« und das »Dann«, die Tonart seiner ausführlichen Erklärungen und die Botschaft, die sich seit Kindheitstagen nicht verändert hatte: Die Welt erforderte Konzentration - und Geduld. Sie war wacklig, anfällig, von fragwürdiger Beschaffenheit, aber reparabel.
»Du weißt, wie lange man braucht, um all das zusammen- zutragen?«

»Etliche Jahre«, antwortete Carl. Zum Zeichen, dass er das begriffen hatte, berührte Carl die Zungen des neuen Abstandsmessers. Der feine Stahl war leicht biegsam und etwas fettig, das Fett roch süßlich, essbar ... Hier, im Halbdunkel der Garage, mit einem Werkzeug in der Hand, hätte Carl beginnen können zu reden, sich anzuvertrauen, plötzlich schien das möglich, hier war die Lücke, nur dafür vorgesehen. Er hätte erzählen können, was mit ihm geschehen war im vergangenen Jahr (widerfahren war das alte, genauere Wort). Die Trennung von H. und war- um er nicht mehr zum Studium gegangen war und weshalb er sich verkrochen hatte vor der Welt.
Sicher, alles hätte er nicht erzählt. Der Versuch mit den Tabletten. Klinikum Kröllwitz. Die leeren Tage. Er stellte es sich vor: ein besorgtes Vatergesicht, aber kein Vorwurf; ein Nicken, eine Pause -
»Zum Schluss noch eine Sache am Wagen.«
Carl legte das Werkzeug aus der Hand. Sein Vater forderte ihn auf, hinter dem Lenkrad des Shiguli Platz zu nehmen. Er schaltete die Zündung ein und deutete auf ein Lämpchen unterhalb des Tachometers, das leuchtete oder nicht leuchtete, es ging um das Motorenöl, aber Carl hörte schon nicht mehr, was er dazu erklärte.
Eine Weile saßen sie noch schweigend nebeneinander, im Halbdunkel der schmalen Betonfertigteil-Garage, ohne die sich Carl das Leben seines Vaters nicht vorstellen konnte.
Walters Hand lag auf dem schwarzen Armaturenbrett mit der Lederimitation, direkt vor Carls Augen. Als wollte er ihm auch die Hand noch einmal zeigen, zum Abschied. Wie sie der Hand seines Sohnes bis aufs Haar glich, nicht nur in ihrer Gestalt, auch die Zeichnung auf den Innenseiten war identisch, in ihren Händen stand dieselbe Geschichte geschrieben.
»Man fährt nicht mit dem eigenen Wagen vor das Tor eines Flüchtlingslagers, nehme ich an«, sagte sein Vater, dann sagte er nichts mehr. Im Rückspiegel schimmerte die Werkzeuglandschaft. Carl begriff, dass der Abstand, der gewöhnlich zwischen ihnen herrschte, aufgehoben war.
»Nein, ich . . . Ich weiß«, stammelte Carl, das war alles.
Sein Vater schien noch nachzudenken, stieg dann aber aus, und Carl legte die Arme übers Lenkrad.
Schon als Kind hatte er stundenlang am Steuer des Shiguli gesessen und vor sich hin gebrummt; Kupplung, schalten, Gas. Im Wohnblock gegenüber war ein Licht angegangen. Dort wohnte Effi - Effi Kalász, in die er seit der achten
Klasse verliebt gewesen war, ohne es ihr jemals zu sagen.

Eine Geschichte

Carl schlief im Kinderzimmer, auf der sogenannten Jugendliege, einer orange und grün gestreiften Ausziehcouch. Damals, kurz vor seinem vierzehnten Geburtstag, hatten seine Eltern das Zimmer neu eingerichtet. Überraschend war das kommentarlose Verschwinden seines Klappbetts gewesen, ein Bett, das sich tagsüber mit wenigen Handgriffen in einen Schrank verwandeln ließ und von seiner Mutter bei jeder Gelegenheit als »sehr praktisch und vor allem platzsparend« bezeichnet worden war. Tatsächlich blieb zwischen den Möbeln nur ein schmaler Pfad, um von der Tür zum Fenster zu gelangen, unter dem Carls Schreibtisch stand. Das Verschwinden des Klappbetts und das Auftauchen der Jugendliege bewiesen (noch immer) das Ende seiner Kindheit.

Carl sah sich um. Die einzigen Bücher, die sich im Haushalt seiner Eltern befanden (von den Fachbüchern seines Vaters über Rechenmaschinen und Programmiersprachen abgesehen), standen jetzt im Regal über der Jugendliege: Meyers Lexikon in neun Bänden plus Ergänzungsband, ein Duden, ein Fremdwörterbuch und zwei kleine Enzyklopädien (eine zur Natur und eine zur Geschichte). Alles andere war unverändert geblieben. Unverändert auch das nächtliche Licht-und-Schatten-Spiel an der Zimmerdecke, die Geräusche der Straße, die Stimmen aus den Hauseingängen. »Die Revolution wird siegen«, hatte jemand mit roter Farbe an den Sockel des Wohnblocks gegenüber gesprüht.

Vor dem Einschlafen hörte Carl Schritte von oben, schwere Schritte, keine Mädchenschritte: Kerstin Schenkendorff, die Tochter des Hausbuchführers, der in der Wohnung über ihnen wohnte, war einige bedeutsame Jahre älter gewesen als Carl, was mochte aus ihr geworden sein? Die Nacht mit der Geschichte fiel ihm ein. Inge und Walter waren ausgegangen, was selten vorkam. Eigentlich galt Carl als ein Kind, das stolze Eltern einen »sicheren Schläfer« nennen, aber diesmal hatte es ein Monster gegeben, einen Drachen, der ihn unerbittlich und voller Fresslust verfolgte. Carl schrie und erwachte, schweißgebadet. Er rannte ins Schlafzimmer, aber es war niemand da. Er lief durch die Wohnung: niemand. Nur der Drache, der sich noch irgendwo verbarg, weshalb Carl fliehen musste, aber die Wohnungstür war verschlossen. Er hatte gegen die Tür gehämmert und gerufen, vielleicht auch gebrüllt, und dann, irgendwann, war draußen auf der Treppe die Stimme Kerstin Schenkendorffs gewesen. Sie sprach ihm gut zu, sie beruhigte Carl und fragte, »ob es nicht schön wäre mit einer Geschichte«. Carl hockte drinnen, wimmernd, im Schlafanzug, er presste das Ohr an die Tür, er schmiegte sich an (liebe Tür) und hörte das leise Rauschen des Hauses und dann, dahinter, die Geschichte, die ihm Kerstin zu erzählen begann und immer weitererzählte, so lange, bis er eingeschlafen war.

Am nächsten Morgen fuhr Carl seine Eltern zur Grenze. Noch vor

Sonnenaufgang hatte sein Vater das Auto aus der Garage rangiert und ihm den Schlüssel neben den Teller gelegt. Carl sah den Schlüssel, und auf gewisse Weise machte ihn das stolz, obwohl er wusste, dass das, was hier geschah, eigentlich nur falsch sein konnte. Waren das nicht seine Eltern? Mit einem stillen, bis ins Letzte geregelten Alltag und darin mit einer speziellen Liebe zu Ordnung und Wiederholung? Ein paar Sprachhülsen aus seiner Schulzeit flogen vorüber: »Die historische Situation, der historische Moment «. Der historische Moment hat euch den Kopf verdreht, so sah es Carl, aber das sagte er nicht. Er fühlte sich nicht überlegen, eher ratlos.

Eine Möglichkeit war, sich weiterhin als ihr Kind zu begreifen. Eltern wussten, was sie taten, und die Weisheit ihrer Entschlüsse würde sich früher oder später noch erweisen. Sie würde sich herausstellen, so, wie es immer gewesen war. Und schließlich konnte man das alles auch ganz anders sehen: Auf ihre Weise trugen Inge und Walter zum Umsturz bei, der überall im Gange war. Sie erschienen nicht mehr auf ihrer Arbeit, sie verließen ihren Platz und rüsteten zur Flucht, wenn man es so nennen wollte. Seine Eltern! Sie waren die unwahrscheinlichsten Flüchtlinge, die Carl sich vorstellen konnte.

Beunruhigend war die Sache mit dem Akkordeon. Sein Vater hatte den alten schwarzen Kasten mit dem Instrument aus dem Keller geholt. Er hatte Riemen angepasst, die es erlaubten, das sperrige Ungetüm auf dem Rücken zu tragen; er wollte es mitnehmen, so viel war klar, aber wozu? Carl wusste, dass das Instrument seinem Vater gehörte, aber er hatte ihn niemals spielen sehen. Wie so vieles im Keller stammte es aus einer Vorzeit, die im Dunkeln lag.

»Warum willst du das mitschleppen, Walter?« Es berührte Carl unangenehm, diese Frage stellen zu müssen. Geradeso, als halte er einem Kind den Spiegel vor und riskiere, es mit einem Schlag unglücklich zu machen.

»Um darauf zu spielen, ab und zu«, antwortete sein Vater. »Ich denke, ich fange wieder damit an.«

Das Frühstück wie üblich: Rahmbutter, Schnittkäse und aufgebackene Brötchen aus dem Backwarenkombinat Gera, wo seine Mutter (bis zum Vortag) gearbeitet hatte, in einer kleinen vierköpfigen Abteilung, die verantwortlich war für die Erfindung neuer Rezepte. Vier Feinschmecker, wie seine Mutter betonte, darunter zwei Konditoren (es klang wie Doktoren, wenn seine Mutter es aussprach), Meister ihres Fachs, mit jahrzehntelanger Berufserfahrung. Ihr Auftrag war, kostbare Rohstoffe einzusparen und dafür einen »Ersatz« zu kalkulieren. Statt Mandeln zum Beispiel Apfelkerne. Und grüne Tomaten statt Zitronat und so weiter. Im vergangenen Jahr hatte man auch den Begriff »Ersatz« ersetzt, jetzt hieß es »Austausch«. Wenn das kleine Kollektiv beieinandersaß und sich den Kopf darüber zerbrach, was wogegen ausgetauscht werden könnte, machte Inge die Notizen,

seine Mutter war die Schriftführerin, sie schrieb alles mit, jeden noch so abwegigen Vorschlag. Oft wurde sehr lange und ernsthaft diskutiert und schließlich die »Austausch-Kalkulation« vorbereitet. Am Tag der Verkostung traf man sich wieder. Natürlich habe man dann keine übergroßen Erwartungen gehabt (so hatte es seine Mutter ausgedrückt), aber doch eine gewisse Hoffnung (utopisch, schwer begründbar, vielleicht wie sie Alchemisten hegen, wenn sie am Ende ihres Experiments den Deckel heben), immerhin hatten alle sich bemüht, lange nachgedacht und etwas gewagt.
»Man schaut dann irgendwohin und kaut«, so erzählte es Inge. »Man kaut und kann sich nicht mehr in die Augen sehen, und keiner möchte etwas sagen.«
Carls Mutter litt darunter. Sie hatte das Handwerk auf dem Bauernhof erlernt, bei ihrer eigenen Mutter. Sie hatte schon als Mädchen viel und gern gebacken - zwanzig Sorten Kuchen zu jedem Fest, die dann auf wagenradgroßen Kuchenbrettern im Gewölbe standen, im sogenannten Kuchenregal. Carl erinnerte sich gut daran- der seltsame Huckelkuchen (auch Kamelkuchen genannt), der sagenumwobene Käsekuchen (ein Mythos, über den immer alle sprachen am Tisch) und die Suche nach der Etage mit dem Schokoladenstreuselkuchen, der für Carl-das-Kind der wichtigste war. Nach Ansicht seines Vaters musste es zuallererst darum gehen, schnellstmöglich die Grenze zu überschreiten. Er sprach vom Auftritt Willy Brandts vor dem Schöneberger Rathaus, es war in allen Nachrichtengewesen. Etwas in der Rede hatte ihm mitgeteilt, das die Öffnung der Grenze nur von kurzer Dauer sein würde. Er erklärte es Carl nach den Gesetzen der Strömungslehre, »da brauchst du nur ein bisschen Physik, ein simpler Trick, um Druck abzubauen«. Und die Russen seien schließlich auch noch da. Das war sein stärkstes Argument. Für den Grenzübertritt hatte er Herleshausen ausgewählt. Von dort würden dann Busse fahren, einen Bahnhof in der Nähe gab es auch. Schon in der Nacht hatte es zu regnen begonnen, inzwischen goss es in Strömen. Carls Mutter sagte: »Der Himmel weint«, sie sah darin ein Zeichen- wofür genau, blieb ihr Geheimnis. Während der Fahrt wurde wenig geredet, es herrschte Fluchtdisziplin, Konzentration auf das Wesentliche. Carl war der Fluchtwagenfahrer, im Wagen zwei Flüchtlinge, die Richtung Westen geschleust werden mussten. Eigenartig: Es handelte sich um seinen Vater auf dem Beifahrersitz. Und die Frau auf der Rückbank war seine Mutter, die jetzt noch einmal alle Unterlagen kontrollierte, verpackt in einen Plastikbeutel, um den ein Haushaltsgummi gewickelt war.
»Du fährst zu weit rechts. Du fährst wieder sehr mittig,
Carl. Nicht so schnell, bitte «. Nichts, keine einzige Bemerkung. Carl wartete darauf, ab Hermsdorfer Kreuz wünschte er es sich.
Das sanfte Ziehen der thüringischen Hügel links und rechts der Autobahn. Der Blick auf die Straße, die mit Teer geflickten Risse im Beton, ihre Spinnengestalt.

Der Shiguli überrollte große schwarze Spinnen, dazu die Absätze zwischen den Platten, das rhythmische Schlagen der Reifen - ein Urwaldgeräusch und ein seltsamer Gedanke: Vielleicht war das, was er bisher getan hatte in seinem Leben, doch nicht so falsch und vergeblich gewesen. Es ist nur meine eigene Fahrweise gewesen, dachte Carl, sehr grob und vereinfacht gesagt.
Zu ihrem gedanklichen Vorlauf, wie Carls Mutter es nannte, gehörte, sich beim Optiker Wunderlich auf der Sorge (Sorge hieß der zentrale Boulevard von Gera) eine neue, bessere Brille machen zu lassen, für das Kleingedruckte in den Formularen, die sie drüben, wie sie glaubte, in Unmengen würden ausfüllen müssen. »Bärbel, ich bekomme eine Kur und brauche eine Brille«, so erklärte es Inge ihrer Optikerin, die ihr diesen Wunsch dann praktisch über Nacht erfüllt hatte.
Zudem hatte Inge zwei stabile Rucksäcke gekauft, sogenannte Jägerrucksäcke, »um, was wichtig ist, immer eine Hand
frei zu haben unterwegs, verstehst du, Carl?« Sie war aufgeregt und wiederholte den Satz: »Man muss immer eine Hand frei haben.« Sie hatte Listen gemacht und sich Situationen vorgestellt. Dazu gehörte, dass sie »im Lager«, wie sie es nannte, nachts einen Schlafanzug tragen würde und kein Nachthemd wie gewöhnlich; die Toiletten befänden sich sicher auf dem Flur, am Ende irgendeines Korridors, eventuell sogar auf dem Hof, den man dann zu überqueren hätte in der Nacht, vielleicht unter den Augen einer Lagerwache oder anderer Flüchtlinge, die allein von der Aufregung reihenweise dorthin getrieben würden, und ja: Schlangen würde es ohnehin überall geben, beim Essen, bei den Pässen, für jeden Stempel, jede Bescheinigung: »Aber da müssen wir jetzt durch, entweder oder, verstehst du, Carl?«
Ihr selbstbewusstes Auftreten, ihre Formulierungsgabe. Carl wusste, dass seine Mutter keine Berührungsängste hatte, wenn es darum ging, ein von ihr anvisiertes Ziel zu erreichen. Bei den Nachbarn war sie beliebt, sogar bei Schenkendorff. Ach, all die Freunde, Kollegen, Nachbarn, die nun, nach Jahrzehnten erprobter Gemeinschaft, wortlos zurückgelassen werden mussten, ohne Abschied, ohne Gruß, ohne Zettel und selbst gebackene Plätzchen in der Serviette, wie sie seine Mutter immer gern verteilt hatte an Haustüren und Schreibtischen, »als kleine Aufmerksamkeit«, wie sie es nannte. Alles aufgeben, weggehen.
Obwohl die Dinge, die geschahen, schwerwiegend und einschneidend waren, erinnerte sich Carl später nur sehr ungenau an ihre Gespräche; vielleicht stand er doch unter Schock. Er akzeptierte ihre Entscheidung, er respektierte sie, was sonst? Und letztlich: Wer konnte schon wissen, was einmal richtig oder falsch sein würde? Am Abend zuvor war dies und jenes zur Sprache gekommen, aber nichts, was Carl eingeleuchtet hätte. Ein paar nützliche Formulierungen standen bereit - »Ein Leben lang nur eingesperrt und so weiter, was allgemein zutraf, aber

davon machten seine Eltern keinen Gebrauch, es war nicht der Grund. Carl hatte verstanden, dass es mehr sein musste, etwas, das noch einmal alles sprengen konnte (und sprengte), obwohl der Plan für den Rest des Lebens doch längst ausgearbeitet gewesen war und sicher irgendwo gut verwahrt bei den Dokumenten lag, auf dem Boden der Kassette im Schreibschrank oder sonst wo.
Immer deutlicher wurde, dass Carl im Grunde nicht viel über seine Eltern wusste und nur ein paar blasse, kindliche Bilder mit sich herumtrug aus dem Album seiner Schulzeit und Jugend. Hatte er je wirklich über sie nachgedacht? War es die Aufgabe von Kindern, wenn sie erwachsen wurden, über ihre Eltern nachzudenken? Und wenn, wann sollten sie damit beginnen? War Mitte zwanzig dafür schon zu spät?
Er starrte hinaus auf die Fahrbahn. Links und rechts die thüringischen Hügel. Die Eltern verlassen das Elternhaus - in diesem Moment war das ein sehr seltsamer und trauriger Satz. Früher, dachte Carl, war das Verlassen den Kindern vorbehalten gewesen. Die Kinder zogen in die Welt, nicht die Eltern. Und dann, zweitens, machten sich die Eltern Sorgen um ihre Kinder und so weiter.
Der Grenzübergang war bevölkert: Spaziergänger, Neugierige, Autoschlangen und Fußgängerströme- das Land schien sich aufzulösen in einer einzigen Wanderschaft. Darunter nicht wenige mit Rucksäcken und Koffern, junge kräftige Wanderer, die wie auf Verabredung zusammenfanden und sich unterstützten, niemand im Alter seiner Eltern. Mit dem großen schwarzen Akkordeonkasten auf dem Rücken sah sein Vater wie ein Kriegsvertriebener aus, der versuchte, ein Stück Hausrat zu retten. Dazu passend ragten die Ruineneiner unfertigen Autobahnbrücke aus dem Tal. »Die können jetzt weitermachen«, murmelte sein Vater. Das war eine seltsame Bemerkung, wenn er doch davon ausging, dass sich die Grenze bald wieder schließen würde. Im Hintergrund, am Fuß eines Wachturms, sah man Soldaten, die Maschinengewehre lässig vor der Brust, und insgeheim gab Carl seinem Vater recht: Der ganze Apparat konnte jederzeit wieder in Betrieb genommen werden.
Noch einmal schlug Carl vor, bis nach Gießen zu fahren, ins Zentrale Notaufnahmelager. Wie durch einen Tunnel sah sein Vater zu ihm herüber. Spontane Änderungen waren ausgeschlossen - wenigstens in diesem Punkt verlief alles wie gewohnt. Das Leben seiner Eltern würde sich ändern, für immer, so viel stand fest, aber der Umsturz erfolgte nach den alten Regeln. Und unklar war, ob sie sich jemals wiedersehen würden.
Dann der Abschied. Ein provisorischer Parkplatz, eigentlich war es nur ein Stück Wiese, morastiges Weideland, dunkler, trauriger Boden. Seine Eltern trugen ihre grünen Plastik-Regencapes aus den Bergurlauben in der Hohen Tatra, die sie und ihre Rucksäcke verhüllten und ihnen die Gestalt von Kosmonauten verliehen, die

sich trotz widriger Umstände anschickten, einen neuen, fremden Planeten zu betreten. »Was haben wir für wunderbare Touren gemacht!« Der Satz nach jedem Urlaub. Seine Mutter trug auch die Tatra-Wanderschuhe aus rauem braunen Wildleder (die dicken Sohlen, das zackige Profil), und erst jetzt bemerkte es Carl: auch das karierte Wanderhemd unter ihrem grauen Westover, gekauft in Tatranská Lomnica, unweit der slowakischen Berghütte, wo sie sich all die Jahre eingemietet hatten, mit einem Koffer voller Tütensuppen, Käsebüchsen und hausschlachtener Leberwurst. Seine Eltern waren immer sehr sparsam gewesen. Jetzt ließen sie alles zurück. Und nahmen den Westen in Angriff. Wie eine ihrer Wandertouren.

Am Ende umarmten sie Carl: steif und etwas fremd, die feuchten, kühlen Regencapes wie eine letzte Zurückweisung, ganz ungewollt, und vielleicht hatte er deshalb mit den Tränen zu kämpfen. Als er den Wagen startete, begann das Winken, seine Eltern winkten, und als er losfuhr, winkten sie noch immer, und auch im Rückspiegel sah Carl sie noch winken, und er winkte ebenfalls, seitlich zum Fenster hinaus, mit ausgestrecktem Arm,wobei sein Pullover nass wurde vom Regen. Winken, so lange, bis der andere verschwunden ist und am besten noch ein wenig darüber hinaus - so war es Tradition in ihrer Familie. Später, im Traum, sah Carl sie alle noch einmal dort stehen, winkend, seine Eltern an ihrem und er an seinem Platz, schon weit voneinander entfernt und jeder in seinem eigenen Leben: Hier bin ich, das war ich, auf Wiedersehen, ihr Lieben.

»Unsere Eltern sollen es einmal besser haben.« Etwas stimmte nicht mit diesem Satz.

Andere Quellen